



Dieses Kunstwerk soll an die Morde von Hanau erinnern. Die ganze Stadt ist dafür.

Trotzdem wird es nicht gebaut. Protokoll eines Scheiterns.

Von Katharina Meyer zu Eppendorf und Cathrin Schmiegel, DIE ZEIT,
19.05.2022

Am Tag nach dem 19. Februar 2020, an dem ein rassistischer Attentäter in Hanau innerhalb von sechs Minuten neun Menschen erschossen hatte, versammelten sich Tausende Menschen auf dem Marktplatz, wo das Denkmal der berühmtesten Bürger der Stadt steht, deren Namen in Deutschland jeder kennt: Jacob und Wilhelm Grimm. Die Märchenbrüder.

Es waren Angehörige, Freunde und Fremde, die da kamen und am Sockel der Bronzestatue Kerzen aufstellten, Kränze und Briefe ablegten, Fotos und Plakate anbrachten für die Getöteten. Neun Menschen, deren Namen in Deutschland bis dahin kaum jemand kannte.

Kaloyan Velkov, 33 Jahre alt, hatte einen achtjährigen Sohn.

Fatih Saraçoğlu, 34, Kammerjäger, wollte gerade seine Firma vergrößern.

Sedat Gürbüz, 29, war Chef der Shisha-Bar Midnight.

Vili Viorel Păun, 22, Paketzusteller, wollte Informatik studieren.

Ferhat Unvar, 23, hatte gerade seine Lehre als Installateur abgeschlossen.

Mercedes Kierpacz, 35, arbeitete in einem Kiosk und war Mutter von zwei Kindern.

Gökhan Gültekin, 37, gelernter Maurer, sparte für seine Hochzeit.



Said Nesar Hashemi, 21, war in der Ausbildung zum Maschinen- und Anlagenführer.

Hamza Kurtović, 22, hatte seine Flugangst überwunden und schmiedete Reisepläne.

Irgendjemand klebte damals auch ein Schild an das Denkmal der Grimms, auf dem ein Satz stand, den der getötete Ferhat Unvar lange zuvor und eher zufällig auf seiner Facebook-Seite gepostet hatte. Im Nachhinein wirkte er wie ein Appell an seine Stadt.

»Tot sind wir erst, wenn man uns vergisst«.

Hanau muss sich dieser Menschen erinnern, für immer! Das schwor sich Claus Kaminsky, der SPD-Oberbürgermeister, noch in der Tatnacht. So erzählte er es später, wenn er von dem Tag sprach, den er in seinen Reden stets als »schlimmsten Tag in Friedenszeiten« in der Geschichte der Stadt bezeichnete.

Nach dem Anschlag ließ Kaminsky ein Banner an das Rathaus zurren, darauf die Worte »Hanau steht zusammen«. Monate später beauftragte er den Leiter des Fachbereichs Kultur in der Stadtverwaltung, einen Wettbewerb auszuschreiben. Künstlerinnen und Künstler, so der Gedanke, sollten Entwürfe einreichen, wie sich ein Mahnmal für die Opfer gestalten ließe. Den besten Entwurf würde man auswählen und knapp eineinhalb Jahre später, am 19. Februar 2022, dem zweiten Jahrestag der Morde, das fertige Mahnmal enthüllen. Das war der Plan.

Die ZEIT hat diesen Wettbewerb begleitet. Von den Anfängen, als die ersten Vorschläge im Rathaus eingingen, über die Phase, als die Urheber der aussichtsreichsten Entwürfe in die Stadt kamen, um sich den Angehörigen der Opfer vorzustellen, bis zu seinem Ende, als der Sieger gekürt und das Mahnmal gebaut wurde. Oder genauer: als es nicht gebaut wurde. Denn zwei Jahre und drei Monate nach dem Anschlag hat Hanau noch immer kein Mahnmal. Und wie sich vergangene Woche entschied, wird es auf absehbare Zeit auch keines geben.

Was ist passiert?



Der Wettbewerbsleiter

An einem Sonntag im Frühjahr 2021 sitzt Martin Hoppe, geboren 1968 in Hanau, Diplom-Verwaltungswirt und Diplom-Politologe und inzwischen Kulturchef der Stadt, bei sich zu Hause zum Videogespräch vor seinem Laptop und sagt: »Es hätte ja auch sein können, dass der Wettbewerb nicht auf ein solch großes Interesse stößt.«

Hoppe hat im Herbst zuvor einen Aufruf verfasst und ihn auf der Homepage der Stadt veröffentlicht, außerdem auf Architektur-Blogs und Ausschreibungsplattformen sowie in Internet-Foren von Bildhauern und Steinmetzen. Darin steht: »Wettbewerb zur Findung des besten künstlerischen Vorschlages für ein Mahnmal«. Und weiter: »Gewünscht sind plastische Arbeiten in Metall (Bronze, Kupfer, Stahl etc.), Stein oder gehärtetem Glas. Auch Videoinstallationen oder ein ›Digitales Gedenken‹ sind möglich.« Der Wettbewerb richte sich an »örtliche, regionale wie nationale und internationale professionelle Künstler/innen«. Das Budget für Honorar und Produktionskosten betrage 75.000 Euro.

Jetzt, sechs Monate später, hat Hoppe eine Excel-Tabelle angelegt, damit er nicht den Überblick verliert. Nicht weniger als 118 Bewerbungen sind bei ihm eingegangen, Umschläge mit Anschreiben, Skizzen, Projektbeschreibungen und Abschlusszeugnissen, sie kamen aus Hanau, Wertheim, Frankfurt, Würzburg, Köln, Berlin, aber auch aus Spanien, Bulgarien, Japan, der Türkei und dem Iran.

Hoppe hat die Unterlagen alphabetisch in Mappen sortiert und in Kisten gepackt. Später, wenn das Mahnmal steht, will er sie an das Stadtarchiv übergeben: um nachfolgenden Generationen zu zeigen, wie so ein Prozess ablaufen kann. Er sagt: »Wir arbeiten ja, wenn Sie so wollen, für die Ewigkeit.«

In Deutschland gibt es jedes Jahr zahlreiche künstlerische Wettbewerbe. Es geht um Denkmäler, Ehrenmäler, Skulpturen im öffentlichen Raum. Der Wettbewerb in Hanau ist anders. In der Jury werden nicht Kommunalpolitiker, Professorinnen und Verwaltungsangestellte sitzen, sondern die Angehörigen der neun Getöteten. Sie



sollen auswählen dürfen, wie ihrer Kinder, Geschwister, Partner gedacht werden soll . Die Stadt trifft, unterstützt von einem Fachbeirat, lediglich eine Vorauswahl. Der Kulturchef Martin Hoppe nennt dies »das Hanauer Modell«.

Von den 118 Einsendern hat Hoppe schon mal 33 aussortiert. Der Grund: Die Unterlagen waren nicht vollständig. Manche Teilnehmer haben versäumt nachzuweisen, dass sie eine handwerkliche Ausbildung oder ein künstlerisches Studium abgeschlossen haben, andere haben die Urhebererklärung vergessen. Die sei aber wichtig, sagt Hoppe, sonst könne ein Bewerber ja einfach etwas nachmachen, was er irgendwo auf der Welt gesehen hat.

Hoppes Excel-Tabelle hat 15 Spalten, eine davon, Spalte K, ist mit »Standort« überschrieben. Manche Künstler würden ihr Werk gern an einem der Tatorte platzieren, andere am Mainufer, wieder andere am Marktplatz, wo auch das Denkmal der Brüder Grimm steht. Die meisten Bewerber aber haben keinen Standort angegeben.

Das sei kein Wunder, sagt Hoppe. Den Ort habe er in Absprache mit dem Oberbürgermeister in der Ausschreibung absichtlich weggelassen. Man habe die Kreativität der Künstler nicht einschränken wollen. Außerdem solle es erst mal um die Optik gehen.

Die Optik. Spalte D. Hier hat Hoppe das Material aufgelistet, aus dem das Mahnmal nach Vorstellung der Künstlerinnen und Künstler bestehen soll . In dieser Spalte steht 56-mal das Wort Stahl. Sehr oft Edelstahl, aber auch Cortenstahl, ein wetterfester, von einer Rostschicht überzogener Stahl, der in Deutschland ein beliebter Rohstoff für Denkmäler ist. 20-mal schlagen die Einsender Glas vor, Panzerglas etwa oder VSG, Verbundsicherheitsglas, das schwerer zu zerstören ist. Fünfmal etwas Reflektierendes, wie etwa Spiegelblech. Und zweimal steht da das Wort Baum.

Bewerber Nummer 9 zum Beispiel, ein Künstler aus Berlin, möchte für die neun Opfer neun Trauerweiden an das Ufer des Mains pflanzen.



Die Nummer 38, ein Kommunikationsdesigner aus dem fränkischen Wertheim, will eine halbkreisförmige Edelstahlsäule errichten, in der sich fast fünf Meter hoch die Namen der neun Opfer übereinanderstapeln, ganz unten der von Hamza Kenan Kurtović, oben der von Sedat Gürbüz.

Die Nummer 54, ein Designer aus Frankfurt, plant, neun Spiegelsäulen aus poliertem Edelstahl auf den Hanauer Marktplatz zu stellen, eine Säule für jeden Toten, mahrend und menschenhoch, darin eingraviert: die Namen und Biografien.

Die Nummer 55, eine Kunstprofessorin aus Berlin, regt an, eine zwei Meter hohe Wand aus Spiegelblech aufzustellen, auf der das Wort »Wir« zu lesen ist.

Am nächsten Tag will Hoppe alle Entwürfe mit dem Fachbeirat besprechen, um zu entscheiden, welche zwölf Vorschläge er den Familien der Opfer empfehlen wird.

Die Vorauswahl

Wer in Deutschland bauen möchte, muss an viele Dinge denken, da ist das Mahnmal von Hanau keine Ausnahme. Soll es auf dem Marktplatz stehen, ist zum Beispiel die Platzordnung für die Gemüsestände und Imbisswagen zu beachten, die dort zweimal pro Woche aufgebaut werden. Will man es auf einer Grünfläche errichten, muss man die Vorgaben des Grünflächenamts kennen, das in Hanau »Eigenbetrieb Grün« heißt. Man muss wissen, wo unter der Erde die Gas-, Wasser- und Stromleitungen verlaufen. Auch ist wichtig, wo sich in der Stadt Tiefgaragen befinden, denn dort kann man nicht weiter als 80 Zentimeter in den Boden bohren, was aber nötig wäre, damit das Fundament des Mahnmals vor Frost geschützt ist.

Deshalb hat Martin Hoppe den Chef des stadteigenen Hanau Infrastruktur Service, kurz HIS, in den Fachbeirat berufen, denn der, so Hoppe, wisse am besten, wo im Boden womöglich eine Leitung liegt. Außerdem dabei: eine Stadtplanerin, die Hoppe als »Diplom-Ingenieurin mit dem Blick für Räume« bezeichnet, sowie die Ortsvorsteher der Hanauer Kesselstadt und der Innenstadt, wo die neun Opfer starben.

Da es bei dem Mahnmal aber eben auch darum geht, wie die Stadt den Themen Rassismus und Gewalt begegnet, sitzt im Beirat zusätzlich eine linke Aktivistin von



der »Initiative 19. Februar Hanau«, die sich kurz nach dem Anschlag gegründet hat, um die Familien der Getöteten zu unterstützen. Und eine Bildungsreferent:in, die Wert auf diese Schreibweise legt. Ihre Stelle wurde nach dem Anschlag überhaupt erst geschaffen, mit der Aufgabe, sich in Hanau für »Demokratieförderung« und »Extremismusprävention« einzusetzen.

Sie alle treffen sich am 10. Mai 2021 in einer Videokonferenz. Schnell wird deutlich, dass sich hier zwei Denkweisen gegenüberstehen. Die eine ist eher bürokratisch orientiert, die andere ist vor allem Rassismus-sensibel. Dazwischen: Martin Hoppe, der sich immer wieder ausgleichend einmischt, indem er mit freundlicher Stimme Sätze sagt wie: »Jetzt machen wir aber mal ein Pünktchen.« Oder: »Wenn wir jetzt einen Blick auf die Uhr werfen ...«

Bei Vorschlag Nummer 2 zum Beispiel verheddert sich die Diskussion. Der Entwurf stammt von zwei Bewerbern aus Berlin, einer davon ein bekannter Kunstprofessor, der vor sechs Jahren den Wettbewerb für das Mahnmal zum Nagelbombenanschlag des NSU in Köln gewonnen hat.

Die beiden planen, an den sechs Tatorten jeweils einen QR-Code zu installieren, damit man sich Audio-Dateien über die Tatnacht anhören kann, und neun Stelen aufzustellen, die sie gemeinsam mit den Familien gestalten wollen. Martin Hoppe findet die Idee spannend. Nur gibt es da ein grundlegendes Problem: Der Kunstprofessor hat kein Zeugnis mitgeschickt, um zu belegen, dass er ein Studium abgeschlossen hat. Stattdessen, so Hoppe, habe er mitgeteilt: »Orientieren Sie sich doch bitte an der Homepage.«

Der HIS-Chef: »Egal, welcher Professor da kommt, wenn er die Häkchen und die Nachweise vergessen hat, dann ist er halt raus.«

Die Bildungsreferent:in: »Das ist der einzige Vorschlag, der nicht 15 Jahre hinterherhinkt. Ich fände das superschade, wenn das aus formalen Kriterien rausfällt.«

Der HIS-Chef: »Wir sind eine Gesellschaft, und hier gibt's Regeln.«



Die Bildungsreferent:in: »Die beiden wollen das mit den Familien erarbeiten. Das ist vielleicht der zentralste Punkt bei einem antirassistischen Mahnmal. Bei rassistischer Gewalt geht es ja immer auch darum, den Angehörigen ihre Handlungsfähigkeit abzusprechen.«

Nach mehr als 45 Minuten einigt sich die Gruppe darauf, den Vorschlag im Wettbewerb zu belassen, mit dem Hinweis, dass es wegen der Formalien eine schwierige Entscheidung sei, aber die Idee dann doch zu gut.

Die nächste Diskussion entzündet sich an Konzept Nummer 9, den neun Trauerweiden, die der Künstler am Mainufer pflanzen will. Martin Hoppe wirbt für den Vorschlag, indem er mehrmals sagt, wie schön es sei, auch ein »lebendes Denkmal« in der Auswahl zu haben.

Die Stadtplanerin: »Das steht ja am Main. Kommt dann die Naturschutzbehörde und sagt: Das geht aber jetzt nicht?«

Der HIS-Chef: »Was sollte dagegensprechen? Wir bringen ja Natur in die Natur. Wir dürfen jetzt nur keine Sitzbänke dazubauen oder irgendwelche Hütten, damit niemand seinen Müll dort hinwirft.«

Die linke Aktivistin: »Das sind halt schöne Bäume, aber mir fehlt komplett die Sichtbarkeit in der Stadt. Das ist für ein Mahnmal zu einem Anschlag unglaublich wichtig.«

Die Bildungsreferent:in: »Bäume, die in Gedenken an die Opfer von Rassismus gepflanzt wurden, sind schon häufig abgesägt worden, zum Beispiel für die NSU-Opfer. Denkmäler zu rassistischer Gewalt werden generell oft geschändet, ständig, mehrmals jährlich.«

Auch dieser Vorschlag bleibt im Wettbewerb, da Martin Hoppe betont, wie wichtig ihm die Vielfalt unter den Konzepten sei.

Ebenso eine Runde weiter: die neun Säulen auf dem Marktplatz, das auf Spiegelblech geschriebene »Wir« und die Stahlsäule des Kommunikationsdesigners



aus Wertheim, die aus den Namen der Opfer einen Halbkreis formt. Obwohl die Bildungsreferent:in anmerkt, »dass hier das Konzept Rassismus gar nicht vorkommt«.

Aussortiert wird dagegen die Nummer 15. Die Idee hier: die Silhouetten der neun Opfer aus Stahlblech, von Einschusslöchern durchsiebt. Die Gruppe ist sich einig: zu makaber. Genau wie Nummer 53, eine Säule aus Panzerglas, aus der rote Farbe strömt wie Blut. Auch die Nummer 103 scheidet aus. Der Künstler wollte Steine aus den Herkunftsländern der Opfer zu einer Säule zusammenfügen. Der Beirat fragt sich, ob er dann wohl Hanauer Basalt verwenden würde, weil die meisten Ermordeten ja in Hanau aufwuchsen.

Die Angehörigen

Es gibt in Hanau noch kein Mahnmal, aber es gibt einen Ort, an dem sich diejenigen treffen, die sich an die Getöteten erinnern wollen. In der Innenstadt hat die »Initiative 19. Februar Hanau« in einem Erdgeschoss drei Räume angemietet, 140 Quadratmeter, früher war hier ein Erotikshop. Draußen über dem Eingang leuchtet in bläulicher Schrift #saytheirnames, was zum Leitsatz der Initiative wurde, weil keiner die Namen der neun Getöteten vergessen soll. Drinnen hängen ihre Fotos, je drei in einer Reihe. An der gegenüberliegenden Wand steht auf einem schwarzen Banner, wie ein Versprechen an die Opfer: »Erinnerung, Gerechtigkeit, Aufklärung, Konsequenzen«.

Seit mehr als zwei Jahren kommen die Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Cousins und Cousinen, Freundinnen und Freunde hier zusammen. Manche jeden Monat, manche jede Woche, manche fast jeden Tag. Sie sitzen auf den Sofas, trinken schwarzen Tee, und wenn einer von ihnen Geburtstag hat, essen sie auch mal rosafarbene Sahnetorte. Sie reden zusammen, weinen zusammen, und hin und wieder lachen sie auch, zum Beispiel als sie Filip Goman, 59, dem Vater der ermordeten Mercedes Kierpacz, einen Mercedes-Stern an den Lenker seines Citybikes kleben.



Von hier aus begeben sich zehn von ihnen am Nachmittag des 26. Mai 2021 durch den Regen zu einem Gymnasium ganz in der Nähe, wo an diesem Tag die erste Jurysitzung stattfindet, bei der sie ihre Favoriten bestimmen sollen. Maximal zehn Vorschläge, von denen die Künstler dann Modelle anfertigen werden. Unter ihnen ist Niculescu Păun, 46, dessen Regenschirm zu klein ist, um ihn trocken zu halten. Er ist der Vater von Vili Viorel Păun, der damals den Täter in seinem Auto verfolgte, vermutlich um die Polizei zu ihm zu führen und weitere Morde zu verhindern. Bis heute hat Niculescu Păun keine Antwort darauf bekommen, wie es sein kann, dass sein Sohn zwischen 21.57 Uhr und 21.59 Uhr dreimal die 110 wählte, aber niemand seinen Anruf entgegennahm. Die Staatsanwaltschaft hat die Ermittlungen dazu eingestellt.

In der Gruppe ist Armin Kurtović, 48, der Vater des 22-jährigen Hamza Kurtović, erschossen in der Arena Bar. Hamza konnte sich nicht retten, weil der Notausgang der Bar verschlossen war. Manche Angehörige äußerten später den Verdacht, dass so eine bevorstehende Razzia der Polizei erleichtert werden sollte, was aber nie bewiesen wurde. Auch hier wurden die Ermittlungen eingestellt.

Wochen später wird bekannt werden, dass einige Polizisten, die in der Tatnacht im Einsatz waren, Mitglieder einer rechtsradikalen Chatgruppe waren.

Mit dabei ist an diesem Nachmittag auch Çetin Gültekin, der 47-jährige Bruder von Gökhan Gültekin, der im »24/7 Kiosk« starb. Seit mehr als einem Jahr versucht Çetin Gültekin vergeblich, für seine Mutter eine neue Wohnung zu finden. Vom Fenster der jetzigen Wohnung aus sieht sie jeden Tag den Ort, an dem ihr Sohn erschossen wurde.

Nicht mitgekommen ist Vaska Zlateva, 37, die Cousine von Kaloyan Velkov, ermordet in der Bar »La Votre«. Vorhin in den Räumen der Initiative hat sie gesagt, sie könne den Grund für diese Jurysitzung nicht ertragen, es sei ihr alles zu viel.

Nach und nach betreten sie die Mensa der Schule, setzen sich auf die Stühle, die in drei Reihen stehen. Ihnen gegenüber, mit Tesafilm an die deckenhohen Fenster geklebt: die Empfehlungen des Fachbeirats, zwölf Entwürfe,



Martin Hoppe stellt die Konzepte in wenigen Sätzen vor, er spricht über lebende Denkmäler und spiegelnde Flächen.

Als Claus Kaminsky, der Oberbürgermeister, die Angehörigen auffordert, mindestens zwei Vorschläge auszusortieren, meldet sich Serpil Unvar, 45, Mutter von vier Kindern. Der ermordete Ferhat Unvar war ihr Sohn.

Serpil Unvar sagt: »Bevor wir entscheiden, will ich wissen: wo? Wo soll das Denkmal stehen?«

Die Angehörigen haben das diskutiert, bevor sie losgegangen sind. Haben besprochen, was ihnen wirklich wichtig ist. Und waren sich einig, dass es nicht die Optik ist, nicht das Material und nicht die Vielfalt der Vorschläge. Sondern der Standort. Das Mahnmal soll im Zentrum der Stadt stehen, am besten auf dem Marktplatz.

Claus Kaminsky antwortet: »Da sind wir noch lange nicht. Gemach.«

Niemand widerspricht oder hakt nach. Zumindest nicht jetzt, nicht hier. Vielleicht weil sie dem Oberbürgermeister vertrauen, der den Angehörigen am Morgen nach der Tatnacht versprach, sie nicht alleinzulassen. Er hat psychologische und finanzielle Hilfe für sie organisiert und sich darum gekümmert, dass sie Unterstützung bei Behördengängen bekommen.

Also stehen die Angehörigen jetzt auf und gehen nach vorn, betrachten die Entwürfe, reden durcheinander. Wofür der Fachbeirat vor zwei Wochen drei Stunden brauchte, brauchen sie nicht einmal 15 Minuten.

Etris Hashemi, 25, der seinen Bruder Said Nesar in der Arena Bar sterben sah und selbst angeschossen wurde, sagt zu den Trauerweiden, die Martin Hoppe so gut gefielen: »Die Trauerweiden kommen so oder so nicht dahin, wo wir es wollen. Das kann raus.« Und Serpil Unvar sagt: »Wir haben genug Bäume.«

Zu dem Konzept, als Mahnmal eine stählerne Bank zu errichten, die der Fachbeirat nur deshalb nicht rauswarf, weil die Künstlerin aus Hanau ist, sagt Etris Hashemi: »Die Bank kann auch raus.«



Und Serpil Unvar sagt: »Die Nummer 2 kann raus.«

Kaminsky stutzt und fragt: »Die Nummer 2?« Es ist der Vorschlag mit den Audio-Dateien und den neun Stelen, über den der Fachbeirat 46 Minuten lang diskutierte. Doch Kaminsky interveniert nicht und sagt stattdessen: »Das Tempo ist mir sympathisch.«

Dann fasst er zusammen: »Also, wir haben die 2 raus, wir haben die 9 raus, wir haben die 91 raus, und wir haben die 52 raus.«

Serpil Unvar lacht und sagt: »Wir sind schnell.«

In der Endrunde sind somit acht Künstler, die jetzt ein Modell ihrer Vorschläge bauen sollen, damit man sich diese besser vorstellen kann. Darunter die halbkreisförmige Namenssäule. Die Wand aus Spiegelblech mit dem Wort »Wir«. Und die neun Säulen aus poliertem Edelstahl, die nach Vorstellung des Künstlers auf dem Marktplatz stehen sollen. Konzept Nummer 54.

Bevor Martin Hoppe die Entwürfe von den Fenstern nimmt, meldet sich Çetin Gültekin und sagt: »Die 54 gefällt mir. Das darf sogar auf den Marktplatz zu den Brüdern Grimm, und das heißt, dass sie alle Kinder Hanaus waren.«

Er geht auf Kaminsky zu, fragt: »Verstehen Sie, was ich meine?«

Kaminsky antwortet: »Ver-stan-den.«

Çetin Gültekin: »Dann sind es nicht nur Jacob und Wilhelm, sondern elf Brüder.«

Die Erinnerung an die Opfer rassistischer und rechtsextremer Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland ist in der Vergangenheit oft schwergefallen. 1993 starben fünf Menschen beim Brandanschlag von Solingen, doch Bundeskanzler Helmut Kohl weigerte sich, zur Trauerfeier zu gehen. In Leipzig wurde 2010 ein Iraker von Neonazis erstochen, doch die Stadt verwehrte seiner Mutter lange, einen Gedenkstein aufzustellen, aus »künstlerischen Aspekten«. Und als sich die Stadt Köln im Jahr 2016



dazu entschloss, ein Mahnmal für die Opfer des NSU zu errichten, gab es jahrelangen Streit, weil die Eigentümer des vorgesehenen Standorts dagegen waren.

In Hanau aber schreibt Martin Hoppe zwei Tage nach der Jurysitzung eine E-Mail an den Fachbeirat. Darin steht: »Wir sind im Zeitplan!«

Die Künstler

Wettbewerbe für Kunst oder Architektur laufen normalerweise so: Die Künstler reichen ihre Mappen ein, dann warten sie, wer die Zusage bekommt. Beim Mahnmal von Hanau soll es anders laufen. Die Künstler und die Angehörigen sollen sich kennenlernen.

Also ruft Martin Hoppe direkt nach der Jurysitzung die acht im Rennen verbliebenen Bewerberinnen und Bewerber an und lädt sie nach Hanau ein. Hoppe führt sie einzeln durch die Stadt, auf dem immer gleichen Rundweg zu möglichen Standorten für das Mahnmal: Startpunkt ist stets die Statue der Brüder Grimm. Dahinter steht das barocke Rathaus, davor liegt der Marktplatz, groß und weit, zu dem Hoppe sagt: »Mittwochs und samstags ist hier Wochenmarkt, 120 Stände Blumen, Obst, Gemüse. Und bis zum Brunnen dort hinten stehen zwei Reihen mit Pommes--frites-Wagen und Currywurst-Buden. Im November und Dezember ist hier außerdem Weihnachtsmarkt.«

Dann geht es weiter zum Freiheitsplatz, 350 Meter entfernt, mit dem Denkmal für den jüdischen Maler Moritz Daniel Oppenheim, ein 2,20 Meter großer Mann aus Cortenstahl, über den Hoppe sagt, es sei Hanaus beliebtestes Selfie-Motiv. Vor dem Platz: das Einkaufszentrum, die Polizeiwache und mehrere Bushaltestellen.

Schließlich der Kanaltorplatz, der eigentlich kein Platz ist, sondern eher ein etwas breiterer Gehsteig. Hier plant die Stadt ein Zentrum für Demokratie und Vielfalt. Martin Hoppe sagt hier immer: »Das sieht gerade ziemlich verbesserungswürdig aus, die Parkplätze könnten neu angeordnet werden.«

Hundert Meter weiter enden die Rundgänge bei der »Initiative 19. Februar Hanau«, wo die Angehörigen auf den jeweiligen Künstler warten. Am 3. Juni zum



Beispiel ist es der Design-Dozent Kai Linke aus Kassel. Er will die neun Säulen auf den Marktplatz stellen. Vorschlag Nummer 54. Als Linke, der schwarze Hose, schwarzes Hemd und Nickelbrille trägt, sein Konzept erklärt, platzt es aus Filip Goman, heraus: »Sie sind unser Favorit!«

Einen Tag später stellt sich der Kommunikationsdesigner Heiko Hünnerkopf aus Wertheim den Angehörigen vor, von ihm stammt der Entwurf mit der halbkreisförmigen Namenssäule. Vorschlag Nummer 38. Hünnerkopf fragt in breitem Fränkisch, ob es okay wäre, wenn er bei den Namen die Akzente weglassen würde, aus grafischen Gründen. Wäre es nicht. Etwas später sagt Hünnerkopf: »Ich hab mich ein bisschen geehrt gefühlt, dass ich weitergekommen bin, denn meine Arbeit basiert ja auf einem Zitat eines jüdischen Schriftstellers, und das fand ich eigentlich sehr schön von Ihnen, weil Sie damit selber ein Zeichen setzen, dass Ihnen das egal ist, wer das gesagt hat.«

Eine Aktivistin von der Initiative fragt: »Was haben Sie denn gedacht, wen Sie hier treffen?«

Armin Kurtović lacht: »Der Antisemitismus kam mit den Einwanderern?«

Hünnerkopf: »Nein! Aber schauen Sie sich den Konflikt in Palästina an . Das führt doch nie zu einem Ende. Man muss sich doch irgendwie mal einigen ...«

Dijana Kurtović, die Frau von Armin Kurtović und Mutter des getöteten Hamza, unterbricht ihn und sagt, Hünnerkopf solle das den Leuten erklären, die über den Palästina-Konflikt zu entscheiden haben.

Stille.

Zweieinhalb Wochen später schaltet sich Susanne Lorenz von Berlin aus per Video zu. Sie kann nicht nach Hanau kommen, weil die Kita ihres Kindes geschlossen hat. Lorenz hatte die Idee mit der Wand aus Spiegelblech, auf der »Wir« stehen soll . Vorschlag Nummer 55. Jetzt erklärt sie, sie habe ihren Entwurf verändert: Statt der Wand will sie neun einzelne Spiegelstelen aufstellen, eng nebeneinander. Auf der einen Seite sollen Texte über die Verstorbenen stehen, die sie mit den Angehörigen



abstimmen will. Auf der anderen Seite soll immer noch das »Wir« zu erkennen sein, in dem sich die Betrachter spiegeln.

Dann sagt sie einen Satz, der nicht nur gut zu einem Mahnmal gegen Rassismus passt, sondern auch zu diesem Wettbewerb: »Wir müssen für etwas eintreten, was nicht selbstverständlich ist, ein gemeinsames Wir.«

Der Favorit

Auf mehreren Tischen in einem stickigen Konferenzraum der Stadtbehörde stehen die acht unterschiedlichen Modelle des Mahnmals, fünf bis 25 Zentimeter hoch, von den Künstlern gebaut, aus Glas, aus Blech, aus Spiegelfolie. Es ist Mitte August, die zweite Jurysitzung. Es geht jetzt darum, weitere Entwürfe aus dem Rennen zu nehmen und die verbliebenen vor der endgültigen Entscheidung der Öffentlichkeit vorzustellen.

Noch bevor die Diskussion beginnt, sagt Claus Kaminsky über den Vorschlag von Kai Linke, dem großen Favoriten, der die neun Stelen auf dem Marktplatz aufbauen will: »Ich muss darauf bestehen, dass wir das vom Feld nehmen.« Der Künstler habe das Budget überzogen. »Da habe ich allerhöchste Störgefühle. Dann müsste man auch den anderen Künstlern erlauben, einen teureren Vorschlag zu machen. Das geht vergaberechtlich nicht.«

Zwar fragt eine der Anwesenden noch, wie viel Euro die Getöteten der Stadt denn genau wert seien, aber so wirklich widerspricht niemand. Denn die Angehörigen haben inzwischen einen neuen Favoriten: die halbkreisförmige Namenssäule von Heiko Hünnerkopf.

Der hat zwar auf seinem Modell nicht alle Namen richtig geschrieben – über dem g bei Saraçoğlu fehlt das Breve. Aber wichtiger ist: Auch Hünnerkopfs Namenssäule könnte man auf den Marktplatz stellen. Armin Kurtović hatte sich nach dem Treffen bei der Initiative noch mit Hünnerkopf verabredet und das mit ihm besprochen. Die eine Säule würde weit weniger Platz einnehmen als die neuen Säulen von Kai Linke. Sie wäre kein so großes Hindernis für den Wochenmarkt und würde



die Marktleute und ihre Kunden nicht sonderlich stören. Das jedenfalls ist das Kalkül der Angehörigen.

Die Bürger

Es gibt einen Satz, den Oberbürgermeister Claus Kaminsky fast jedes Mal wiederholt, wenn er über das Mahnmal spricht. Er lautet: »Ich setze mich dafür ein, dass wir ein Mahnmal realisieren, das sowohl den Angehörigen als auch den Hanauerinnen und Hanauern gefällt.«

Kaminsky hat sich, bevor er den Wettbewerb startete, von Konfliktforscherinnen beraten lassen. Eine hat ihm gesagt: »Das Schlimmste, was einem Mahnmal passieren könnte, wäre, dass es von den Bürgern bekämpft wird.«

Und deshalb präsentiert die Stadt Hanau an einem heißen Septemberwochenende ihren Bürgerinnen und Bürgern die fünf im Wettbewerb verbliebenen Modelle des Mahnmals. Samstagmittag, kurz nach eins, Martin Hoppe ist fast allein in der Halle. Nur die Künstler sind schon da. Zwei Tage lang werden sie wie Prüflinge neben ihren Entwürfen stehen.

»Das sehr gute Wetter ist unser größter Feind heute«, sagt Hoppe, als er auf die fünf Tische mit den Modellen blickt. Er wird recht behalten: Statt der erwarteten 2000 Menschen werden über die beiden Tage gerade einmal 150 kommen. Auf gelben Zetteln oder online dürfen sie ihren Favoriten benennen.

Claus Kaminsky spricht in seiner Eröffnungsrede von »Bürgerbefragung«, weil er jedem die Chance geben will, seine Meinung zu sagen.

Auch von den Angehörigen sind nur wenige da. Einer ist Çetin Gültekin, der in die Kameras des Hessischen Rundfunks sagt: »Hünnerkopf ist mein Favorit.« Eine andere ist die Freundin des ermordeten Fatih Saraçoğlu. Sie kommt eigentlich nie zu den Diskussionen über das Mahnmal. Auch jetzt will sie gleich wieder los. Sie sagt nur: »Ich ertrag das hier nicht. Wenn dir jemand so weggerissen wird, dann ist dein Leben im Arsch.«



Etwas später liegt das Ergebnis der Bürgerbefragung vor: Die Mehrzahl hat für die Namenssäule von Hünnerkopf gestimmt, die sich auch die Angehörigen wünschen. Vom Standort des Mahnmals war bei der Abstimmung allerdings nicht die Rede.

Die Politiker

Eine Stadt muss über ihre neuen Bauwerke in ihrem Parlament entscheiden. So bestimmt es das Planungs- und Baurecht. Das gilt auch für ein Mahnmal. Egal, für welchen Entwurf die Angehörigen sich entscheiden: Am Ende ist es die Hanauer Stadtverordnetenversammlung, die darüber bestimmen muss, wie das Mahnmal aussieht und wo es stehen wird.

Fast auf den Tag genau ein Jahr nachdem die Stadt den Wettbewerb ausgeschrieben hat, am 7. Oktober 2021, sitzen sich die Angehörigen und sieben Vertreter der Stadtverordnetenversammlung gegenüber.

Claus Kaminsky, der wie immer die Sitzung eröffnet, hört sich zuerst an, wie die Angehörigen ihre beiden Favoriten nennen, Heiko Hünnerkopf und, auf Platz zwei, Susanne Lorenz. Die Angehörigen machen klar: Am wichtigsten ist, dass das Mahnmal auf dem Marktplatz steht.

Kaminsky entgegnet, so deutlich wie noch nie: »Ich sehe allergrößte Schwierigkeiten, dass der Standort der Marktplatz wird und dass es die Hanauerinnen und Hanauer akzeptieren.«

Da bricht der Streit los.

Emiş Gürbüz ruft: »Die ermordeten Kinder waren auch Hanauer!«

»Ich weiß das«, antwortet Kaminsky, »deswegen sitzen wir auch hier.«

Er spricht von der Besonderheit des Marktplatzes. Die Statue der Brüder Grimm sei für viele Hanauer das einzige Denkmal, das sie dort akzeptieren. »Das muss man nicht richtig finden. Ich sage Ihnen aber, wie ich es von ganz vielen mitbekomme.«

Claus Kaminsky ist 62 Jahre alt und seit 27 Jahren Bürgermeister. Er geht jede Woche auf den Wochenmarkt, er kauft dort Baguette und Fleischwurst und Käse beim



Tiroler Käsestand. Spricht man mit ihm über den Wettbewerb, dann erzählt er: Er habe nach den Morden, als all die Blumen, Kerzen und Fotos mehr als ein Jahr lang vor dem Grimm-Denkmal standen, Dutzende Anrufe und E-Mails von Hanauer Bürgern bekommen. Sie alle sagten ihm, die Sachen müssten langsam weg, es reiche jetzt – der Marktplatz sei für den Markt da. Kerzen wurden umgestoßen, Fotos abgerissen, Blumen auf den Boden geworfen.

»Die Hanauer wollen das Mahnmal nicht auf dem Marktplatz«, sagt Kaminsky jetzt, in der Sitzung. Die Mehrheit der anwesenden Stadtverordneten pflichtet ihm bei. Die SPD, die CDU, die rechtsradikalen Republikaner und die Wählergemeinschaft »Bürger für Hanau« sehen das Mahnmal nicht auf dem Marktplatz. Die Grünen möglicherweise. Die FDP enthält sich. Nur die Linke ist entschieden dafür.

Emiș Gürbüz ruft in den Raum: »Unsere Kinder sind ermordet. Neun Kinder! Ich denke den ganzen Tag an ihn, 24 Stunden. Mein Kind ist ermordet. Sie können das nicht verstehen.« Ihre Stimme bricht, sie weint jetzt. »Ich bin eine Mutter.«

Claus Kaminsky wartet kurz, atmet ein, dann sagt er: »Frau Gürbüz, ich stecke nicht in Ihrer Haut.« Er macht eine Pause, spricht mit ruhiger Stimme weiter. »Nichtsdestotrotz hat die Stadtverordnetenversammlung als die gewählten Vertreterinnen und Vertreter der Hanauer Bürgerinnen und Bürger eine Entscheidung zu treffen. Ich meine, wir können es auch umgekehrt machen und einen Bürgerentscheid herbeiführen. Ich will Ihnen das aber nicht raten.«

Ein Mann von der SPD sagt: »Wir dürfen dieses Mahnmal, das für alle sein soll, aber zuvorderst für Sie, nicht beschädigen, indem wir es in einer KampfAbstimmung durchbringen.«

Kaminsky sagt: »Es ist richtig, dass man nach dieser schrecklichen Mordtat in Hanau ein Denkmal schafft. Da ist ein großer Teil, der das so sieht. Andere aber sagen: Nicht auf dem Marktplatz. Und die, die das sagen, die will ich nicht verlieren. Weil, das sind keine Rassisten. Die brauchen wir auch für diese Stadt. Die brauchen wir auch für das Erinnern.«



Am nächsten Tag steht in der Pressemitteilung der Stadt: »Zur Frage des Standorts entwickelte sich eine teils kontroverse Debatte.«

Der Jahrestag

Es ist der Vormittag des 19. Februar 2022, des zweiten Jahrestags der Morde. An diesem Tag sollte das Mahnmal fertig sein. Stattdessen ist noch immer nicht entschieden, wer es bauen und wo es stehen wird. Die offizielle Gedenkfeier der Stadt findet deshalb auf dem Hauptfriedhof statt. Etwa hundert geladene Gäste sitzen auf weißen Stühlen vor weißen Grabsteinen, mehr durften nicht kommen, Corona-Auflage. Angehörige sind da, Oberbürgermeister Kaminsky, der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier. Bundesinnenministerin Nancy Faeser hält die Hand von Ferhat Unvars Tante. Der Hanauer Imam bezeichnet die Gräber der Toten als »Mahnmale gegen Rassismus«.

Währenddessen haben die Händler auf dem Marktplatz ihre Stände aufgebaut, wie jeden Samstag. Erst später, um halb drei, pünktlich wie immer, werden sie Gemüseboxen und Eierkartons zusammenpacken, werden ihre Einnahmen wegschließen und die Stände wieder abbauen und Platz schaffen für eine Anti-Rassismus-Kundgebung linker Aktivisten, die am späten Nachmittag beginnt.

Auch dort werden Reden gehalten, wie auf dem Friedhof. Çetin Gültekin steigt auf die Bühne, tritt ans Mikrofon und ruft den Menschen seinen Wunsch zu, der jetzt eine politische Forderung ist: »Wir wollen, dass das Mahnmal hier auf den Marktplatz kommt, in die Mitte der Stadt!«

Das Scheitern

Die Stadt verschiebt das Treffen für die Entscheidung wieder und wieder. Mal drängt sich Corona dazwischen, mal Untersuchungsausschüsse, dann bricht Krieg aus in Europa. Erst am Mittwoch vergangener Woche treffen sie sich doch noch, sieben Monate nach dem letzten Termin.

Sie sitzen an einem großen Tisch in U-Form: die Angehörigen und die Stadtverordneten und der Wettbewerbsleiter Martin Hoppe, der die Modelle der



Entwürfe auf einen Tisch gestellt hat. Und Claus Kaminsky, der nach etwa einer Stunde sagt: »Ich kann mir gut vorstellen, dass wir uns alle gut auf den Hünnerkopf verständigen könnten?«

Er sagt es beiläufig, so als ginge es gar nicht darum, den Sieger dieses inzwischen 19 Monate währenden Wettbewerbs zu verkünden. Aber tatsächlich geht es ja längst um etwas anderes. Nicht um den Künstler, nicht um den Entwurf oder irgendwelche Materialien. Nicht einmal mehr um den Standort. Es geht um eine Kluft, die sich aufgetan hat in Hanau, und es geht darum, diese Kluft zu überbrücken.

Çetin Gültekin spricht aus, was das in all seiner Härte bedeutet. »Wir hätten von Anfang an über den Standort sprechen müssen, dann hätten Sie den Familien viel Leid erspart. Ich bitte Sie, wenn es auf dem Marktplatz nicht klappt, dann lassen Sie es. Sie tun uns damit keinen Gefallen.«

Vorsichtig fragt Claus Kaminsky: »Und was, wenn ich fragen darf, spricht denn gegen den Freiheitsplatz?«

Çetin Gültekin erklärt es ihm mit einer Stimme, die versöhnlich klingt: »Das Wichtigste auf der Welt ist mir mein Bruder, und der wichtigste Platz in Hanau ist der Marktplatz. Wenn ihr das Mahnmal nicht dorthin stellt, werde ich für immer denken, mein Bruder ist ein Mensch zweiter Klasse.«

Viele der Angehörigen sind schon gegangen, als Çetin Gültekin das sagt. Als hätten sie mit dem Mahnmal abgeschlossen.

Claus Kaminsky schaut in die Augen derjenigen, die noch geblieben sind, und spricht in dumpfem Ton, als traure er um einen vergeblichen Wunsch, eine enttäuschte Hoffnung: »Ich denke, ein Satz ist hier sicher hängen geblieben: Entweder ihr macht es am Marktplatz oder gar nicht.«

Sie reden noch ein wenig weiter, wiederholen, was bereits wiederholt gesagt wurde, sagen, dass die Morde vielleicht einfach noch nicht lange genug zurücklägen,



um solche Entscheidungen zu treffen. Dann beendet Claus Kaminsky den Abend. »Ich hoffe trotzdem sehr, dass wir, wenn es irgendwie geht, beieinanderbleiben.«

Çetin Gültekin nickt dem Oberbürgermeister noch zu, bevor er den Raum verlässt.

Martin Hoppe sagt: »Der Prozess hier ist erst mal abgeschlossen.« Dann packt er die Modelle in Pappkartons. Zwei Jahre und drei Monate nach dem 19. Februar 2020 hat Hanau zwar den Sieger eines Wettbewerbs. Aber kein Mahnmal.